

Leseprobe aus:

**Bettina Plecher**

# Giftgrün



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).



**Bettina Plecher** wurde 1969 in München geboren. Nach ihrem Studium der Klassischen Philologie und Germanistik arbeitete sie als Fremdsprachenassistentin, Lehrerin und Schulbuchautorin in Yorkshire, Würzburg und München. Heute lebt sie mit ihrem Mann, einem Klinikarzt, und ihren beiden Kindern in München. «Giftgrün» ist ihr erster Roman.

BETTINA PLECHER

---

# Giftgrün

---



Kriminalroman

**Rowohlt Taschenbuch Verlag**

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek  
bei Hamburg, Mai 2013

Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung yellowfarm gmbh, Stefanie Freischem  
(Abbildungen: thinkstockphotos.de; Claudio Baldini/iStockphoto.com;  
World Images – Fotolia.com; sootra/shutterstock.com; ...)

Satz aus der Adobe Garamond Pro (InDesign)  
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany

ISBN 978 3 499 23562 7

*Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!*

---

Mephisto zum Schüler (Faust I)



## Prolog

---

**SAMSTAG, 17.3.2012**

**N**och wirkt das Gift nicht. Die Körpertemperatur des Professors beträgt 36,9 Grad Celsius. Die Sauerstoffsättigung seines Blutes ist unauffällig, ebenso seine Atem- und Pulsfrequenz; die Kalium- und Phosphatwerte liegen im Normbereich: Er ist gesund.

Gabor Nader schließt die Wohnungstür leise hinter seinem Gast und lächelt in den mannshohen Spiegel, den er im Flur hat anbringen lassen. Mit beiden Händen streicht er sich das rotblonde Haar aus der Stirn.

Die fünfundvierzig sieht man ihm nicht an. Auch in dieser Hinsicht ist er von der Natur begünstigt. Die feinen Fältchen um die Augenwinkel wirken heiter, seine Gesichtszüge, die früher vielleicht etwas zu weich gewesen sind, haben in den letzten Jahren an Kontur gewonnen. Der beginnende Bauchansatz stört ihn zwar, dieser kleine Makel lässt sich jedoch mühelos kaschieren.

Professor Nader bückt sich, um die Schnürsenkel seiner rindsledernen Schuhe zu lösen. Den leichten Schwindel, der ihn unvermittelt überfällt, führt er auf den Wein zurück.

Nader ist Internist – und wüsste er, was er drei Stunden zuvor gegessen hat, so würde er eine wenig erfreuliche Prognose stellen. So aber registriert er auf dem Weg in die Küche mit Wohlgefallen jedes einzelne Detail der Einrichtung. Er hat das letzte halbe Jahr genutzt, um seine Wohnung zu einem repräsentativen und behaglichen Ort zu machen: An den Wänden hän-

gen Gemälde junger Künstler in satten Rottönen, die Küche ist ein schimmerndes Juwel mit Oberflächen aus schwarzem Lack, Edelstahl und Granit.

Er durchschreitet das Entree, um die passende Musik für seine beschwingte Stimmung auszuwählen, und entscheidet sich für Händel-Arien.

Der Tag hat seine Erwartungen erfüllt. Er liebt diese Samstage, liebt die Vorbereitungen für seine Abend-Einladungen. Diesmal gab es Scaloppine al limone und dazu ein cremiges Kräuterrisotto – eine Hommage an die wärmere Jahreszeit, auf die er schon sehnsüchtig wartet. Er ist mit dem Rad zum Elisabethmarkt gefahren, um das Nötige einzukaufen. Erst am späten Nachmittag hat er sich in seiner perfekt ausgestatteten Küche ans Werk gemacht, hat sich an den frischen Aromen erfreut, die Zutaten mit liebevoller Sorgfalt behandelt, hat jeden Moment der meditativen Beschäftigung mit den frischen Lebensmitteln genossen. Leider findet er nur samstags die Zeit zum Kochen, an den anderen Tagen isst er im Restaurant. Das Leben ist zu kurz, um es mit dem Braten von Spiegeleiern zu vergeuden.

Für die Vorspeise sorgt traditionell sein jeweiliger Gast, leider kommt diese geschmacklich nur selten an das heran, was er selbst serviert. So auch diesmal: ein Kräuterpesto mit zu vielen Bitterstoffen, das ansonsten kaum gewürzt war. Nur aus Höflichkeit hat er seine Portion aufgegessen. Ein fataler Fehler, wie sich bald herausstellen wird.

Im Übrigen ist es nicht nur ein erfolgreicher, sondern wider Erwarten auch ein angenehmer Abend gewesen. Nader weiß, dass er ein brillanter Unterhalter ist. Er kann über Politik ebenso klug und pointiert sprechen wie über Kunst, Literatur oder – wenn es unbedingt sein muss – auch Medizin, und je intelligenter und wendiger sein Gegenüber ist, desto mehr Vergnügen bereitet ihm das Gespräch.



Nun betrachtet er das Appartement fast ein wenig wehmütig. Es wird schwer werden, all dies zurückzulassen, aber er ist bereit, für seine Ziele einiges zu opfern.

Er bemüht sich, den Siebträgerinsatz seiner Espressomaschine im Rhythmus der Musik auszuklopfen. Was an Kaffeesatz hängen bleibt, wischt er schwungvoll mit einem Tuch weg, er freut sich über den Glanz des gerundeten Stahls, als er das Gerät sanft poliert.

Mit einem letzten wohlgefälligen Blick greift er nach seinem Weinglas, öffnet die Flügeltüren, die von der Küche auf die Dachterrasse führen, und atmet tief durch. Er fröstelt in der Nachtluft – und doch ist zum ersten Mal das Frühjahr zu erahnen. Es riecht nach Erde, und weit unten glaubt er Krokusse und Märzenbecher im Licht dezenter Gartenbeleuchtung schimmern zu sehen.

Als Gabor Nader sein bauchiges Glas mit beiden Händen umfasst und den Duft des alten Nebbiolo d'Alba einatmet, spürt er eine leichte Übelkeit.



---

**DIENSTAG, 18.10.2011**

Eine tiefgraue Wolkendecke hing über dem Klinikum Würzburg. Unten wälzten sich die kalten Wasser des Mains durch die Stadt, hier oben wehte der Wind. Es war Herbst.

Frieda May hatte die lauen Sommernächte des vergangenen Jahres im Labor verbracht, ebenso die Frühlingsabende, ja, sogar die Silvester-Nacht. Jetzt war sie fünfundzwanzig und wurde immer blasser. Heute aber hatte sie Rouge aufgelegt.

Gewappnet mit einem erdbeerrotten kurzen Filzrock und schwarzen Stiefeln, stieg sie zum Büro ihres Doktorvaters hinauf. Ein schwerer Gang, vielleicht ein Abschied.

Sie war zu früh und verharrte einen Moment im dunklen Flur vor seiner Tür. Noch einmal warf sie einen Blick in ihre Tasche. Alle Unterlagen, die sie am Abend zuvor hineingesteckt hatte, waren noch da. Sie schaute auf die Uhr. Drei Minuten vor halb neun. Zu früh zu kommen erschien ihr unhöflich, genau pünktlich zu sein unangebracht befissen. Also lieber ein bisschen zu spät. Als sie sich im Korridor auf und ab bewegte, versuchte sie, keine lauten Geräusche mit den Schuhen zu machen.

Die Tür öffnete sich wenige Augenblicke nach ihrem Klopfen. Professor Gabor Nader lächelte sie aufrichtig erfreut an und ergriff ihre Hand. Er hielt sie ein wenig zu lange in seiner, und ihr Herz schlug noch schneller. Sie konnte sich der Direktheit seines Blickes nicht entziehen und merkte, wie sie errötete.

Ihr Doktorvater trug Jeans, ein blau kariertes Hemd, dessen

oberster Knopf nicht geschlossen war, und ein Cordsakko mit Flickern an den Ellenbogen. Diese Kleidung unterstrich seinen Typ – irgendetwas zwischen einem Hamburger Reeder und einem englischen Landadeligen.

Sie war sicher, dass er um die Hüften nicht so schlank war, wie er es gerne gewesen wäre.

Gabor Nader strich sich einige rotblonde Strähnen aus der Stirn und begrüßte sie: «Frieda, wie schön. Geht es dir gut?» Selbst die platteste Eröffnungsformel klang aus seinem Munde herzerwärmend. Sie ahnte dunkel, dass sie einer Masche aufsaß, konnte sich seinem Charme aber nicht entziehen. Nader deutete auf ein zerschlissenes Sofa, und sie verfluchte ihren Rock, als sie sich vorsichtig hinsetzte. Der Professor schob einen Ledersessel in ihre Nähe und ließ sich fallen.

Als er sie erwartungsvoll anlächelte, fragte sie sich, wie alt er wohl sein mochte. Wahrscheinlich über vierzig. Auf jeden Fall zu alt. «Die Doktorarbeit ist in Druck. In einer Woche wird ausgeliefert. Mein Vertrag läuft aber noch bis März», sagte sie.

«Wunderbar.» Nader fuhr sich mit beiden Händen über den Kopf. An den Schläfen wurde sein Haar dünn. Sie konzentrierte sich auf dieses Zeichen des Verfalls und hörte ihn sagen: «Du hast ganz großartige Arbeit geleistet. Alle Gutachter waren sich einig. Das ‹Summa cum laude› hast du dir verdient. Und jetzt ist es natürlich wichtig, dass du deine weiteren beruflichen Schritte mit Bedacht wählst.»

«Deswegen bin ich hier.»

«Ja ...?» Sein Blick hing an ihrem Gesicht.

«Ich wollte dich bitten, das hier durchzulesen.» Sie holte die Formulare heraus.

Nader griff nach dem Packen und zog nach einem kurzen Blick darauf die Brauen indigniert in die Höhe. «Entwicklungshilfe, Frieda, das ist doch nicht dein Ernst!»

Sie wand sich. Er würde es ihr nicht leicht machen, das hatte sie kommen sehen. «Doch.»

«Aber Frieda, du mit deiner Begabung, was willst du da?»

«Ich möchte etwas anderes sehen. Und etwas Nützliches tun.»

«Aber doch nicht so.» Abfällig warf er die Unterlagen auf den Beistelltisch.

«Warum denn nicht?»

«Du bist natürlich sehr jung und idealistisch – aber wenn du die Karriere machen willst, die mir für dich vorschwebt, dann musst du sorgsam mit deiner Zeit umgehen. Wie alt bist du?»

«Fünfundzwanzig.»

Nader nickte nachdenklich. «Wenn du dich jetzt nicht treiben lässt, kannst du in sechs bis acht Jahren habilitieren. In zehn Jahren hast du deine Professur. Du musst nur dein Ziel vor Augen haben, daran glauben, dass du es schaffst.»

Frieda May wollte nicht habilitieren. Sie wollte weg.

Schräg sah sie an Naders Ohr vorbei und starrte auf ein kleines ungerahmtes Ölbild, das an der gegenüberliegenden Wand hing, halb verdeckt von einem Vorhang.

Das in düsteren Brauntönen gehaltene Jünglingsporträt zeigte unverkennbar Gabor Nader. Es waren jedoch nur die äußeren Züge, die ihm glichen. Der in sich gekehrte junge Mann, der nachdenklich einen Punkt in der Ferne fixierte, hatte ansonsten wenig mit ihrem Doktorvater gemein. Das Porträt wirkte skizzenhaft, die Striche waren schnell gesetzt, an einigen Stellen schien die Leinwand durch. Und doch zog gerade diese Flüchtigkeit sie in Bann.

Sie zuckte zusammen, als Nader unvermittelt auf seinem Sessel nach vorne rutschte und fragte: «Wovor läufst du davon, Frieda?» Seine Stimme war tiefer als sonst.

Sie atmete geräuschvoll ein. Mit dieser Reaktion hatte sie gerechnet. «Ich laufe nicht davon. Ich will mein Leben ändern.»

«Und da wirfst du einfach alles fort, was du dir aufgebaut hast?» Nader lächelte nicht, als er das sagte. «Entwicklungshilfe. Ich bitte dich. Das sind Perlen vor die Säue, wenn du den Ausdruck entschuldigst. Jemand wie du kann der Menschheit auf anderem Wege weit effektiver nützen.»

Sie schwieg und dachte an die einsamen Nächte im Labor, an die Tage in der Klinik. Die Erinnerungen an das letzte Jahr verschmolzen zu einem zähen, grauen Brei.

Aber ihr Doktorvater würde sie nicht ohne weiteres ziehen lassen. Er betrachtete sie als sein bestes Pferd im Stall: begabt, fleißig und absolut loyal. Bevor sie etwas sagen konnte, fuhr er fort: «Du hast zu viel gearbeitet, Frieda. Eigentlich würde ich sagen, nimm dir ruhig eine Auszeit, denk über alles nach, dann sprechen wir noch einmal. Aber nun haben sich die Dinge auch für mich geändert, und ich kann dir ein attraktives Angebot machen.»

Frieda starrte die achtlos hingeworfenen Bewerbungsunterlagen auf dem Tischchen an. Ihr Entschluss stand fest. Sie wollte nicht zu etwas anderem genötigt werden. Nicht einmal von Gabor Nader.

Der senkte seinen blauen Blick in ihren und legte seine Hand auf ihren Arm. «Vielleicht weißt du es ja auch schon – ich habe eine neue Stelle angenommen. Ab Dezember bin ich leitender Oberarzt in München.» Er setzte eine wirkungsvolle Pause und fuhr fort: «Und ab März kann ich dich dort brauchen.»

So etwas war zu erwarten gewesen. Nader war immer nur ungern einer von vielen Oberärzten gewesen, immer war er ein bisschen profiliertes, ein bisschen beliebter bei den Studenten, veröffentlichte ein bisschen besser als die anderen. Nun hatte er es also geschafft. Nur noch dem Chefarzt unterstellt, würde er als leitender Oberarzt alle Fäden in der Hand halten. War der Chefarzt die graue Eminenz, der oberste Repräsentant des Ganzen,

so traf der leitende Oberarzt die eigentlichen Entscheidungen, lenkte die Alltagsgeschäfte seiner Abteilung, schuf Fakten. Nader war die ideale Besetzung für diesen Posten.

Frieda schaute unbehaglich auf die Hand, die immer noch auf ihrem Arm lag. Nader bemerkte es und stand auf. Während er zur Tür ging, erklärte er: «Komm mit mir nach München, Frieda. Ich Sorge dafür, dass du mit deiner Ausbildung weiterkommst. Wir sind ein wunderbares Team, das weißt du doch.»

Sie stand auf und griff nach ihren Bewerbungsunterlagen: «Ich ...»

«Du musst jetzt nichts sagen. Denk einfach darüber nach.» Er hielt inne, die Hand schon auf der Klinke. «Sogar ein Zimmer mitten in Schwabing könnte ich dir besorgen. Ein alter Kollege, den ich noch aus meiner Münchner Zeit kenne, vermietet es, sofern ihm der Mieter respektive die Mieterin gefällt. Und wenn ich mir dich so ansehe, bin ich mir sicher, dass du ihm gefällst.» Selbst aus Naders Mund klang dieses Kompliment fast schlüpfrig. Er schien dies selbst zu merken und fügte schnell hinzu: «Komm schon, Frieda, München ist so eine großartige Stadt. Bayerischer Barock, blauer Himmel, Bier in Strömen – und mittendrin wir beide.»

Als sie sich draußen gegen den Wind stemmte, hatte sie die letzten Worte noch im Ohr.



---

## MONTAG, 19.3.2012

**E**in halbes Jahr später erwachte sie vom Hämmern ihres Herzens. Im Zustand zwischen Wachen und Schlaf konnte sie ihre Angst nicht einordnen. Es dämmerte, der rötliche Schein der Straßenbeleuchtung fiel durch die Scheiben.

Der Kopf ihres Stethoskops baumelte von dem durchgesehenen Thonetstuhl, dem einzigen Möbelstück, das sie mit nach München gebracht hatte. Hinter Stuhl und Stethoskop machte Frieda im Halblicht herrschaftlich hohe Wände, schmale Fenster und ansonsten erfreuliche Leere aus. Über ihrem Koffer hing das schwarze Etuikleid, das sie am Tag zuvor getragen und dort abgelegt hatte.

In einer Ecke stapelten sich volle Umzugskisten. Über ihrem Kopf bewegte sich langsam ein einzelner Spinnwebfaden, der vom bröckelnden Stuck hing. Die heruntergekommene Pracht des Altbaus hob ihre Stimmung.

Angespannt horchte sie auf die Geräusche von draußen und stellte fest, dass erstaunlicherweise mehr Vogelgezwitscher als Motorenlärm zu hören war. Zu ihrer Enttäuschung ein bisschen wie auf dem Land. Einmal rollte jemand einen Koffer vorbei, vielleicht war er auf dem Weg zum Flughafen oder zum Bahnhof – wenigstens das Rattern hatte etwas von großer weiter Welt. Nun also München, nicht Peru. Das große Abenteuer musste warten.

Sie zog sich die Decke über den Kopf. Was hatte sie nur dazu

getrieben hierherzukommen? Sie seufzte. Natürlich war ihr klar, was den Ausschlag für ihre Entscheidung gegeben hatte. Zu oft hatte sie sich die bewusste Nacht in Erinnerung gerufen.

Eine Woche nach ihrem Gespräch mit Gabor stand Frieda im Labor und zählte Zellen, ein weiterer Abend in diesem Keller unter der Klinik. Nur knapp sechs Monate blieben ihr noch, um ihr neues Projekt für Gabor Naders Arbeitsgruppe abzuschließen.

Sie hatte die Zeit vergessen. Die Labortür stand offen, ihre Kollegen waren schon vor Stunden nach Hause gegangen.

Endlich war sie auf der richtigen Spur, ein Ergebnis zeichnete sich ab. Euphorie mischte sich mit Müdigkeit; zu viel Koffein und zu wenig feste Nahrung ließen ihren Kopf flirren. Ihre Hand, die den Zellzähler bediente, zitterte, ihre Augen schmerzten.

Nur das Surren der Computer und die leisen Geräusche ihrer automatisierten Handgriffe waren zu hören.

Kurz nach Mitternacht klackte die Feuertür draußen im Gang.

Sofort erkannte sie die Schritte, die sich näherten, dynamische, schnelle Schritte, die vor ihrem Labor langsamer wurden. Sie zwang sich, unbeeindruckt weiterzuarbeiten, aber ihr Herzschlag war lauter, als ihr recht war.

Als sie hochsah, lehnte Gabor Nader dekorativ am Türstock und sah sie amüsiert an. »Ich bin beeindruckt«, sagte er, und sie suchte nach dem Spott in seinen Worten. Und dann fügte er seltsam sanft hinzu: «Guten Abend, Frieda.» Sie räusperte sich und fand mit Mühe ihre Stimme: «Hallo, Gabor.»

«Kommst du voran?», fragte er und trat näher. «Lass mich mal sehen.» Als er nach dem Ausdruck mit den Ergebnissen griff, streifte er ihren Arm. Die feinen Härchen auf ihrer Epidermis stellten sich auf. Er lehnte sich neben sie an den Labortisch, so



nah, dass die kühle Baumwolle seines Hemdes an ihrem Oberarm lag, und sagte triumphierend: «Ich wusste, was in dir steckt, Frieda, ich wusste es einfach.» Er drehte sie mit einer geschmeidigen Bewegung zu sich, dann nahm er ihr den Zellzähler aus der Hand und zog sie ganz zu sich heran.

Sie spürte seinen Atem auf ihrem Haar und schloss die Augen.

Schon Wochen vor seiner Abreise hatte sich Gabor um sie bemüht. Er hatte sie mit seinem Charme becirct, ihren Ehrgeiz angestachelt und ihr Ego gestreichelt. Bis zu jenem Abend im Labor aber hatte Frieda sich nicht der Illusion hingeeben, dass er sie mitnehmen wollte, weil er sie für besonders begabt oder gar attraktiv hielt. Sie hatte angenommen, er wolle jemanden bei sich haben, der ihm bedingungslos ergeben war und bereit, das Letzte aus sich herauszuholen.

Jetzt setzte sie sich auf, lehnte sich an die raue Wand und versuchte, wach zu werden. Vielleicht war es auch nach der besagten Nacht klüger, die Sache so zu sehen.

Zumindest war das hier München-Schwabing und nicht Würzburg-Kist, ein kleiner Schritt in die richtige Richtung. Weg von ihren Eltern und so manch anderen lästigen Umständen.

Erstaunlich war, wie gut Gabors Netzwerk funktionierte. Er trat eine neue Stelle an und hatte nicht nur selbst sofort eine neue Wohnung, sondern konnte auch ihr ohne größere Schwierigkeiten ein Zimmer in bester Lage vermitteln. Vielleicht hätte sie das stutzig machen sollen.

Frieda kramte ihr Handy hervor, das sie zwischen Matratze und Wand gesteckt hatte, und sah auf das Display: immer noch kein Lebenszeichen von Professor Gabor Nader. Seit ihrer Abreise in Würzburg hatte sie nichts mehr gehört. Leise Reue keimte in ihr auf. Wegen Gabor war sie hier, und schon jetzt fühlte sie sich alleingelassen.

Ab heute war sie Assistenzärztin. Noch immer gelang es ihr nicht, die Vorstellung, die sie von einer Ärztin hatte, mit ihrem Selbstbild zusammenzubringen. Man erwartete von ihr, dass sie erwachsen war, aber wer war schon wirklich erwachsen mit fünf- undzwanzig?

All das viele Wissen, das sie sich in den letzten Jahren einverleibt hatte, würde ihr in der Praxis kaum weiterhelfen. Beim Gedanken daran, allein einen Schwerkranken behandeln zu müssen, wurden ihre Hände feucht. Theoretisch war sie ein As, praktisch eine Niete.

Sie sah sich bereits in einem gesichtslosen Behandlungszimmer, allein mit einem erstickenden Patienten, dessen verzweifelter Blick auf ihr lag. Die Lehrbuchseiten im Kopf, den Tubus in der Hand, unfähig, sich zu bewegen. Sie würde sich nicht nur bis auf die Knochen blamieren, sie würde durch ihr unvermeidliches Versagen anderen Leuten schaden. Ach was – umbringen würde sie sie! Vor Zittern würde sie die Vene am Arm des Patienten nicht finden und mit der Injektionsnadel danebenstechen.

Sie rieb sich die Augen mit den Fäusten, bis es weh tat, nahm sich schließlich zusammen und schlurfte im Bademantel in die Küche.

Der Stuhl, auf den sie sich setzte, wackelte. Nachdem sie ein Stück Karton unter ein Bein geschoben hatte, saß sie eine Weile nachdenklich da. Sie war sich nicht mehr sicher, ob es nicht ein grober Fehler gewesen war, hier einzuziehen, ohne sich die Wohnung vorher anzusehen.

Natürlich hatte sie am Abend zuvor schon einen Blick in die Küche geworfen – aber jetzt im Morgengrauen erschreckte sie der Kontrast zu ihrem leeren Zimmer. Ihr neuer Mitbewohner war offensichtlich ein konsequenter Mülltrenner: Überall stapelten sich Kartons mit Flaschen, Dosen und Papier. Alle Einrichtungsgegenstände waren irgendwie schief. Es war klar, dass

hier einer immer mal wieder ein Möbelstück vor der Sperrmüll-  
Presse rettete, um ihm hier ein neues Zuhause zu geben. Neben  
einem Filmposter aus Kuba hing ein gesticktes Bild: *Trautes  
Heim, Glück allein.*

Durch das hohe Fenster, vor dem ein paar vertrocknete Kü-  
chenkräuter ein trauriges Dasein fristeten, drang inzwischen das  
Morgenlicht, das durch die ersten Blätter einer Linde grün und  
durch die Staubschicht auf den Scheiben grau gefiltert wurde.

Schließlich gab sie sich einen Ruck und bugsierte mit spitzen  
Fingern drei schmutzige Töpfe vom Herd, um Platz für das Es-  
presso-Kännchen aus Alu zu schaffen, das sie vorsorglich mit-  
gebracht hatte. Als sie es füllte, sog sie den Duft des Kaffeepulvers  
ein und spürte, wie sie ruhiger wurde. Schließlich setzte sie sich  
auf ihren Stuhl, wartete auf das Gurgeln des Kaffees und sah sich  
um. In einem himmelblau gestrichenen Regal standen Kochbü-  
cher. Größeren Raum aber nahm eine ganze Reihe fachwissen-  
schaftlicher Bände ein. Eine Abhandlung mit dem einprägsamen  
Titel *Giftpilze, Pilzgifte* stand neben einem Werk über die *Pflan-  
zen der Venus*. Gerade blätterte sie gedankenverloren in einem  
*Lexikon der Zauberpflanzen*, als eine Stimme fragte: «Willst du je-  
manden vergiften?» Schuldbewusst klappte sie das Buch zu und  
versuchte zu lächeln.

Am Abend zuvor hatte sich Quirin Quast sofort nach dem  
notwendigen Austausch von Höflichkeiten in sein Zimmer zu-  
rückgezogen. Er war ein hünenhafter Mittvierziger mit einem  
liebenswürdigen, etwas resignierten Lächeln. Auf den ersten  
Blick hätte man ihn für einen Boxer halten können, erst auf den  
zweiten sah man, dass er die breiten Schultern hängen ließ und  
beim Gehen die Füße nur so weit hob wie nötig.

Er hatte nicht nur einen Dokortitel in Medizin, sondern zu-  
sätzlich einen in Chemie und war spezialisiert auf klinische To-  
xikologie. Wann immer sich ein Münchner absichtlich oder un-

absichtlich vergiftete, in selteneren Fällen auch vergiftet wurde, zog man den Toxikologen der Eisbachklinik heran.

Frieda blickte Quast an. Er trug ein T-Shirt, das einmal rot gewesen sein musste, nun aber ins Rosa spielte, zu einer alten Jeans; ausgetretene Turnschuhe rundeten das Ensemble ab.

Zunächst hatte Frieda gedacht, es könne nur von Vorteil sein, fürs Erste mit einem Oberarzt zusammenzuwohnen – später fand sie es irritierend, dass Quast keine Familie hatte und, wie Gabor meinte, am Karrieremachen nicht interessiert war. Irgendetwas stimmte da nicht. Irgendetwas roch nach gescheiterter Existenz.

Wie er aber so vor ihr stand, wirkte er ausgeglichen, ja fast zufrieden.



Der Eindruck täuschte. Quast war nicht zufrieden. Wieder war es Gabor Nader gelungen, seinen Willen durchzusetzen und ihm diese Laus in den Pelz, genauer diese Maus in die Wohnung zu setzen. Sie war durchaus attraktiv, natürlich, wenn Gabor seine Finger im Spiel hatte. Etwas Audrey-Hepburn-Haftes umgab sie. Vielleicht lag das an diesen Riesenaugen, vielleicht an der burschikosen Jungmädchensicherheit, die sie vor sich hertrug; ob diese echt oder aufgesetzt war, konnte er nicht mit Sicherheit sagen.

Quast hatte vergessen, dass Nader auf diesen Typ stand. Unauffällig versuchte er, einen Blick auf ihre Figur zu werfen, als sie sich vorbeugte und seine kleine Küchenbibliothek begutachtete.

Die Frage, ob sie jemanden vergiften wolle, war ihm herausgerutscht. Es passte ihm nicht, dass sie, kaum war sie da, in seinen Sachen herumschnüffelte. Aber sie schien die Spitze nicht zu bemerken und antwortete munter:

«Im Moment noch nicht – aber wer weiß.»

Quast war sich nicht sicher, ob ihm der Kontrast zwischen ihrem fränkischen Akzent und der klassischen Form ihres Gesichts behagte oder nicht, deshalb entschied er sich für eine provokative Antwort: «Ja sauber. Ich wollte mir nicht unbedingt mit einer fränkischen Giftmörderin die Wohnung teilen.»

«Und ich nicht mit einem Münchner Ferkel.»

Diese Antwort war ganz klar eine Unverschämtheit, da konnte es nicht schaden, gleich die Fronten zu klären: «Ich halte dich bestimmt nicht vom Aufräumen ab.»

Als Frieda ihn anstarrte, als habe er ihr ein unanständiges Angebot gemacht, lächelte er versöhnlich. «Ich helf dir schon, aber gib mir doch ein bisschen Kaffee.» Er setzte sich vorsichtig auf den unbequemerer der beiden Stühle.

«Und du bist also der Mann, den ich fragen muss, wenn ich den perfekten Giftmord plane.»

Quast musterte seine neue Mitbewohnerin: Eingehüllt in einen viel zu großen rosa Morgenmantel, stand sie auf den Zehenspitzen und angelte nach den Tassen, die im oberen Regal standen. Quast unterließ es, ihr zu helfen, und sagte: «Na, du bist ja nicht gerade zimperlich. Wen willst du denn vergiften?» Nachdenklich strich sie sich eine Haarsträhne hinters Ohr. An ihrem kleinen Finger blitzte eine winzige silberne Schlange. Als hätte sie sich von ihrem Kinderring nicht trennen können und ihn stattdessen immer weiter aufgebogen. Als sie den Kaffee eingoss, spreizte sie den Finger ein bisschen ab. Quast starrte auf ihre Hand, als sie antwortete: «So konkret ist es noch gar nicht. Ich will einfach ein bisschen was lernen, wenn ich schon mit einem Giftspezialisten zusammenwohne.»

Quast hob eine Braue, doch sie sprach unbeirrt weiter:

«Was würdest du empfehlen: Arsen? Morphin? Strychnin?» In einer ironisch-koketten Geste reichte sie ihm seine Tasse.